



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Heinrich Heine

Keiter, Heinrich

Köln, 1906

III. Literarische Streitigkeiten. Wiederaufnahme der politischen
Schriftstellerei (1836 - 1843)

urn:nbn:de:hbz:466:1-32940

Sklavenhändler, der die Reize und Formen der feil gebotenen Schönheit besingt Das ist der offenbare, unmaskeerte Skandal." Heine schadete sich durch die Herausgabe des „Salon“ außerordentlich in Deutschland, so daß er fürchten mußte, neue Werke von ihm würden in seinem Vaterlande nicht mehr genügenden Erfolg haben.

III.

Literarische Streitigkeiten. Wiederaufnahme der politischen
Schriftstellerei. (1836—1843.)

1836 traf Heines literarische Tätigkeit ein schwerer Schlag. Das junge Deutschland, zu dem Männer wie Karl Gutzkow, Heinrich Laube, Theodor Mundt und Ludwig Wienberg gehörten, die an dichterischer Bedeutung an Heine nicht entfernt heranragten, ihn aber an Kenntnissen und zielbewußtem Streben überragten, predigte in zahlreichen Schriften und eigenen Journalen ein neues Evangelium der sittlichen, religiösen und politischen Freiheit. Wolfgang Menzel, der bis dahin mit den Hauptvertretern der Schule auf gutem Fuß gestanden hatte, trat von September 1835 bis Frühjahr 1836 heftig gegen sie auf, forderte die verbündeten Regierungen zu entschiedenen Maßregeln heraus und behauptete, daß der ganze Unfug von Heine ausgegangen sei. Damit tat er Heine eine zu große Ehre an. Gewiß waren die Männer des jungen Deutschland in ihren Endabsichten mit Heine in voller Uebereinstimmung, gewiß hatten sie auch in der Methode viel von ihm gelernt, aber sie standen ihm persönlich fern und sie marschierten getrennt. Im Grunde waren sie auch nur eine durch die neueste deutsche Philosophie beeinflusste Nachbildung jener französischen Geistesrichtung, von der auch Heine die saftigsten Bestandteile in sich aufgenommen hatte. Heine, der angriffslustigste Schriftsteller jener kampfbegierigen Zeit, konnte das Gleiche von anderen nicht ertragen; er geriet über das Vorgehen Menzels, mit dem er wegen einer 1828 in Menzels Literaturblatt erschienenen ungünstigen Kritik seiner Gedichte noch abzurechnen hatte,¹⁾ in heftige Aufregung und gab Laube am 23. November 1835 neben anderen nicht auszuführenden und nicht wiederzugebenden Ratschlägen auch den, den Gegner persönlich anzugreifen. „Lassen Sie sich aus Breslau und der Schweiz, wo er

¹⁾ Karpeles S. 294.

gestänkert, die nötigen Details geben zu einer Biographie.“ Seit jener Zeit wird Menzel in den meisten deutschen Literaturgeschichten als verabscheuungswürdiger Denunziant behandelt. Denunziant kann man aber nicht jemanden nennen, der in einer Zeitung erzählt, was dem gebildeten Deutschland längst bekannt war.

Menzels Vorgehen hatte Erfolg; am 10. Dezember 1835 erließ der Bundesrat ein Verbot (VII, 545) der sämtlichen Schriften der genannten jungen Männer, während Preußen noch besonders gegen sie vorging. Mundt und Laube unterwarfen sich, Heine dachte nicht daran. Er hatte ein gutes „loyales und royales Gewissen“ (an Campe, 12. Januar 1836) und glaubte, man erwarte nur Demarchen von seiner Seite, um ihn frei zu geben.

Am 28. Januar 1836 richtete er ein Bitt- und Protestschreiben (VII, S. 530) an den Bundestag, das in jenem „Stil des fecksten Tertianers“ gehalten ist, den er an Herwegh tadelte (II, S. 190). Von den Gesandten wurde es gewiß mit einem Lächeln beiseite gelegt. Preußen war indessen so einsichtig, am 16. Februar 1836 das Verbot dahin zu lindern, daß es den genannten Schriftstellern nicht jede literarische Tätigkeit fernerhin verbot, sondern ihnen gestattete, mit ihrem Namen unter der Aufsicht der Zensur zu schreiben. Heine sträubte sich in mehreren Briefen an Campe ganz entschieden, sich der Zensur zu unterwerfen, und verlangte, daß sein Verleger den dritten Salon-Band unter Heines Namen herausgebe. Indessen erklärte er sich schließlich damit einverstanden, den Band nach Gießen zur Zensur zu senden. Als derselbe, mit dem dortigen Imprimatur versehen, erschien, wurde er doch in Preußen und Bayern sofort verboten. Ebenso erging es einer Broschüre gegen Menzel, die von Zensur zu Zensur wandern mußte, ehe die Druckerlaubnis erteilt wurde.

Heine will lange gezögert haben, ehe er gegen den ehemaligen Kampfgenossen die Feder ergriff; dann aber tauchte er sie in Gift und Galle und überhäufte Menzel mit einer Fülle von Schimpfworten. Die literarische Bedeutung Menzels suchte er herabzudrücken, obgleich er selbst dessen Werk über die deutsche Literatur 1828 (VII, S. 244) sehr gerühmt und in einem Briefe an den Verfasser (8. Mai 1828) als das bedeutendste Buch seit Fr. Schlegels Vorlesungen bezeichnet hatte. Nebenbei suchte er die Wirkung seiner Broschüre durch anonyme Korrespondenzen in hervorragenden Zeitungen, aus Stuttgart datiert und des Inhalts, daß Menzel sich dort infolge der Heineschen Angriffe

nicht mehr halten könne, zu unterstützen (3. Oktober 1837).¹⁾ Das Büchlein hatte übrigens geringen Erfolg. Das Publikum blieb teilnahmslos, und Menzel ließ die Herausforderungen Heines völlig unbeachtet, was diesen mit großem Ingrimm erfüllte.

Allem Anschein nach trat um diese Zeit eine heftige moralische Krisis an den Dichter heran. Das Verbot seiner Bücher und der immer drohendere Geldmangel drückten ihn nieder, die Aussicht auf eine baldige Rückkehr ins Vaterland und die Hoffnung auf eine gesicherte Stellung entschwandten immer mehr; augenscheinlich hätte der schwankende Mann gern seinen Frieden mit Deutschland gemacht, wenn er nicht auf der anderen Seite gefürchtet hätte, durch eine entschiedene Schwenkung seine bisherigen Freunde allzu sehr vor den Kopf zu stoßen und des Renegatentums geziehen zu werden. Und dann war sein Herz doch allzu sehr bei den Göttern, die er bisher angebetet, als daß er leichten Sinnes sie verleugnet hätte, ohne — des Nutzens von vornherein ganz sicher zu sein. Dazu kam seine stets schwankende Gesundheit. 1836 befiel ihn die Gelbsucht, und die Aerzte rieten ihm, nach dem Süden zu gehen. Von Aix in der Provence, wo er einige Zeit weilte, schrieb er am 30. Oktober 1836 an seine Freundin, die Fürstin Belgiojoso, einen Brief, der einen tieferen Blick in seine damalige innere Verfassung werfen läßt. Es heißt da: „Sie sehen, daß selbst die Steine sich der Notwendigkeit unterwerfen, der siegreichen Partei zu dienen — sie, die sich nicht einmal mit unseren menschlichen Bedürfnissen entschuldigen können, die weder vom Hunger gequält werden, noch vom Durst, noch vom Ehrgeiz . . . Madame, werde ich bald meinen Frieden, einen schimpflichen Frieden, mit den Mächthabern von jenseits des Rheins machen, um aus der Langweile des Exils und dieser verdrießlichen Bedrängnis herauszukommen, die schlimmer als vollständige Armut ist? Ach! Die Versuchungen werden groß seit einiger Zeit . . . Nicht wahr, ich bin offener als die anderen, welche sich Brutusse, Regulusse nennen! Nein, ich bin kein Regulus, ich würde mich nicht gern in einer mit Nägeln gespickten Tonne wiegen lassen. Ich bin auch kein Brutus; ich werde niemals einen Dolch in meinen armen Leib stoßen, um den Preußen nicht zu dienen. Nein, in einer solchen Alternative werde ich mich nicht erschießen, aber ich werde dumm werden . . .“²⁾

Es entspricht ganz Heines Natur, daß er sich, als er die Verhältnisse nicht zu ändern vermochte, nach diesen richtete und sich beim

¹⁾ Vergl. auch Deutsche Rundschau 1885, I, S. 443.

²⁾ Deutsche Rundschau Bd. 79, S. 348 f.

Schreiben in politischer Hinsicht großer Vorsicht befließigte. Er glaubte sogar, Fürst Metternich sei ihm im Grunde geneigt (an Campe, 23. Januar 1837) und in Preußen hätten sich die einflußreichsten Staatsmänner zu seinen Gunsten ausgesprochen (25. Januar 1837). Lewald gegenüber äußerte er Ende Januar 1838: es koste ihm nur ein Wort, die ihn beengenden Fesseln zu lösen; teils Faulheit, teils der Grundsatz des *laissez venir* und teils auch die Angst, man könnte die harmloseste Handlung als *Servilismus* auslegen, hätten ihn noch nicht dazu kommen lassen, die Preußen auf immer zu beschwichtigen.

Diese eigentümliche Politik zeigt sich im hellsten Lichte in den anfangs 1838 gemachten Bemühungen, in Paris eine deutsche Zeitung zu gründen, für die ein ungenannter vermögender Herr ihm 150 000 Franks zur Verfügung gestellt hatte. Da sie hauptsächlich für Deutschland bestimmt sein sollte, so war Preußens Wohlwollen eine dringende Notwendigkeit. Er richtete deshalb an den Minister v. Werther, denselben, dem er früher seine Harmlosigkeit versichert hatte, die Anfrage, ob dem Debit in Preußen Hindernisse erwachsen würden, wenn seine Zeitung sich jeder Animosität gegen Maßnahmen der preussischen Regierung enthielte. In einem Briefe an Lewald (1. März 1838) spricht er sich aus, was er darunter versteht: „Ganze Unparteilichkeit habe ich versprochen; sind die Leute klug, so verstehen sie, daß ich nicht mehr versprechen durfte, aber mehr erfüllen werde. Denn in betreff der wichtigsten politischen Fragen brauche ich nur dem eigenen Willen zu folgen, um den preussischen Interessen zu willfahren, und Preußen wird, wenn es in der jetzigen Stellung beharrt oder gar fortschreitet, in mir einen Alliierten finden.“ Eine merkwürdige Wandlung in sehr kurzer Zeit! Unter die wichtigen politischen Fragen, in denen Heine sich jetzt auf einmal in Uebereinstimmung mit dem verhassten Preußen (vergl. 3. Abschnitt I.) befindet; dessen innere Politik doch eine wesentliche Umwandlung nicht erfahren hatte, gibt ein Brief an Barnhagen vom 13. Februar 1838 Aufklärung. Damals wogte der Streit um die gemischten Ehen in Preußen; der Erzbischof von Köln war bereits verhaftet, das Verfahren gegen den Erzbischof von Posen eingeleitet. Mit Bezug darauf schreibt Heine: „Ich bin der Meinung, daß in der erzbischöflichen Sache die preussische Regierung viel zu milde Maßregeln nimmt; hier helfen keine Palliative, sondern durchgreifende Operationen. Es ist ein Glück, daß dieses Uebel jetzt, in der Stillzeit, sich zeigte.“ Also jetzt, wo Preußen sich anschickte, gegen die katholische Kirche vorzugehen, erwachte plötzlich Heines Sympathie für den gehäßtesten unter den sechsund-

dreißig Staaten Deutschlands! Der Freiheitsheld preist die Knute, weil sie den Rücken eines oft bekämpften Gegners trifft!

In demselben Briefe widmet er seinen rheinischen Landsleuten folgende Liebenswürdigkeit: „Ihnen, dem Landsmann, darf ich es wohl ohne Scheu sagen, daß unsere Landsleute nie Charakter besaßen, nie ein Volk waren, sondern ein zusammengelaufener Haufen, den jeder Rabulist regieren kann, dessen Frechheit durch Nachgiebigkeit nur gesteigert wird, aber kleinlaut zu Kreuze kriecht, wenn man strenge Maßregeln entgegensezt — sie sind weder Deutsche noch Franzosen, sie haben nur die Fehler der ersteren, Brutalität namentlich, ohne die Tugenden der letzteren zu besitzen.“ Auf ein Düsseldorfer Denkmal hätten diese Worte mit der Widmung geschrieben werden müssen: „Seinem größten Lobredner das dankbare Rheinland.“

Anfangs schienen die Aussichten für Heines Pläne günstig zu sein; er spricht sogar (6. März 1838) davon, daß ihm aus Berlin der „erfreulichste Bescheid“ zugekommen sei, aber schließlich stieß die Ausführung des Unternehmens doch auf Schwierigkeiten seitens der preußischen Regierung. Nun nahm der große Mann sich vor, das undankbare Preußen durch Stillschweigen zu strafen, und ein Buch, das er zur Verteidigung der preußischen Kirchenpolitik gegen Görres verfassen wollte, ungeschrieben zu lassen (31. März 1838).

Anderer literarische Pläne, zu denen er hauptsächlich durch Geldmangel veranlaßt wurde, scheiterten. Dichterisch schaffte er sehr wenig, und was er in Prosa während dieser Zeit herausgegeben, hat keinen großen Wert. Die Briefe über die französische Bühne sind sehr anziehend und geistreich geschrieben, ohne jedoch höhere Bedeutung zu besitzen. Er deckt die innere Faulheit der sozialen und gesellschaftlichen Verhältnisse Frankreichs auf, zeigt, wie sie sich in den Erzeugnissen der dramatischen Kunst widerspiegeln, und charakterisiert diese selbst mit Schärfe und Feinheit. Die Ehebruchsdramen, die damals wie heute in Frankreich die Stelle der Tragödie einnahmen, geißelt er mit einem unverkennbaren Widerwillen, und sein Urteil über den Naturalismus auf der Bühne (IV, S. 523) ist eine ausgezeichnete Mahnung für die jüngsten deutschen Dramatiker, die mit Bölsche in Heine den Vorläufer des Naturalismus bezw. Realismus erblicken. Schade nur, daß Heine diese Grundsätze nicht auch für seine Novellistik und Lyrik in Anwendung brachte!

Die unbedeutenden Charakteristiken von Shakespeares Mädchen und Frauen, die Heine 1838 zu einer Anzahl Illustrationen lieferte, sind augenscheinlich als reine Brotarbeiten ohne Liebe geschrieben.

1837 gab Heine den dritten Band des „Salon“ heraus, der das novellistische Fragment „Florentinische Nächte“, sowie die Plaudereien über „Elementargeister“ enthielt. Das Fragment zeigt die Bestandteile der „Harzreise“ und des „Buches Le Grand“ in feiner Mischung und könnte recht gut als ein Jugendprodukt des Dichters betrachtet werden. Die Handlung ist verschwindend klein; in der Geschichte der Tänzerin Laurence hat er eine Episode seiner italienischen Reise kopiert (vgl. III. S. 249). Das reiche Arabeskenwerk, in dem heterogene Dinge in sentimental-humoristischer Weise behandelt werden, ist stellenweise von großem Reiz; ein kleines Meisterstück ist die Charakteristik Paganinis. Im Anfang der Novelle ist der Einfluß von Eichendorffs „Marmorbild“ unverkennbar. Die „Elementargeister“ bestehen aus einer Sammlung von Sagen und Märchen über Kobolde, Elfen, Nixen, Riesen usw., deren „wissenschaftliche“ Verbindung keinen Wert beanspruchen darf.¹⁾

Bedeutend ist dagegen das 1840 im vierten Band des „Salon“ veröffentlichte Roman-Fragment „Der Rabbi von Bacharach“, an dem Heine schon als Student gearbeitet hatte. Wir können nur bedauern, daß es nicht vollendet, bez., daß der Schluß dem Dichter verloren gegangen ist; die wenigen Blätter zeigen ein gutes Talent für kulturhistorische Schilderungen. Auch die wenigen Personen, die wir kennen lernen, sind vorzüglich gezeichnet. Das Ganze ist in einem echt epischen Ton erzählt, der uns bei Heine seltsam anmutet.

1838 trat Heine gegen die schwäbischen Dichter auf, weil diese sich geweigert hatten, zu dem von Chamisso und Schwab herausgegebenen Muses-Almanach für 1837, der mit Heines Porträt erscheinen sollte, Beiträge zu liefern.²⁾ Für Heines Rachsucht ist es bezeichnend, daß er dieser Bagatelle und einer von Pfizer veröffentlichten ungünstigen Kritik wegen eine eigene Broschüre: „Schwabenspiegel“ veröffentlichte, in der er jene Dichter heftig in seiner geistreich-unanständigen Weise angriff. Er hatte damit wenig Glück; die Zahl seiner Verehrer vermehrte er nicht und die Zahl seiner Gegner, unter denen sich nunmehr Schriftsteller wie Alexander Jung, Melchior Meyer, der berühmte Aesthetiker Fehner, Arnold Ruge, Gustav Pfizer, sein ehemaliger Freund Rousseau, schließlich selbst, als der hitzigsten einer, Karl Gutzkow befanden, wuchs von Tag zu Tag. Ebenso wendeten sich die in

¹⁾ Elster weist in seiner Ausgabe genau nach, in welcher Weise Heine die Quellen benutzt. — ²⁾ R. E. Franzos in der Frankf. Ztg. 1890, Nr. 144, 149, 155.

Paris lebenden deutschen Flüchtlinge von ihm ab, weil sie in ihm einen Renegaten, mindestens aber einen durchaus unsicheren Rantonisten erblickten. Heine liebte es, seine Landsleute als Lumpen zu bezeichnen, doch dürfen wir der Versicherung Strodtmanns,¹⁾ daß den Notleidenden seine Börse stets offen gestanden habe, Glauben schenken; Heine war nicht geizig und achtete den Wert des Geldes immer gering.²⁾

Im Oktober 1834 lernte Heine ein junges Mädchen Mathilde Crescenze Mirat, kennen, welches ihm eine heftige Leidenschaft einflößte. Sie stammte aus dem Weiler Vinot de la Crétoire in der Normandie und war, wie der Trauungsakt angibt, am 15. März 1815 geboren. Sie war die natürliche Tochter eines reichen Mannes, der sich aber nicht weiter um sie kümmerte. Mit etwa fünfzehn Jahren kam sie nach Paris zu ihrer Tante Maurel, in deren Schuhwarenladen sie als Verkäuferin tätig war. Als sie mit Heine in ein Verhältnis getreten war, nahm sie dieser aus dem Laden und ließ sie, da sie weder lesen noch schreiben konnte, erst etwas zu Madame Parte nach Chaillot in Pension gehen, damit sie ein wenig Erziehung erhalte. Trotzdem fesselte sie ihn so, daß er am 11. April 1835 an August Lewald schreiben konnte: „Das ist alles, was ich Ihnen heute sagen kann; denn die rosigen Wangen umbrausen mich noch immer so gewaltig, mein Hirn ist noch immer so sehr von wütendem Blumenduft betäubt, daß ich nicht imstande bin, mich vernünftig mit Ihnen zu unterhalten. Haben Sie das hohe Lied des Königs Salomo gelesen? Nun, so lesen Sie nochmals, und Sie finden darin alles, was ich Ihnen heute sagen könnte.“ Sie war hübsch und üppig gebaut und besaß ein sehr lebhaftes, heiteres Temperament, an dem Heine sich bis zur Ausgelassenheit ergötzen konnte, sonst aber war sie nach Fanny Lewalds Bezeichnung, „leerste Neugierlichkeit“.³⁾ Heines Biographen rühmen von ihr Tugend und Frömmigkeit; sie nahm indessen keinen Anstand, ohne den Segen des Priesters mit Heine zusammen zu leben. Von Brüderie besaß sie jedenfalls keine Spur, wie eine von Weill⁴⁾ mit großem Behagen ausgemalte Szene fattsam beweist.

¹⁾ II, S. 216.

²⁾ Der verstorbene Hofrat Dr. Haller, der in den vierziger Jahren in Paris lebte und mit Heine verkehrte, erzählte Herrn Dr. Franz Binder unter anderem: bei einem Besuche bei Heine habe sich dieser beklagt, daß ihn wieder einmal ein deutscher Flüchtling in der Presse verunglimpft habe, worauf Mathilde (Heines Frau) bemerkte: „Mais la redingote, que tu lui avais donnée, était encore assez bonne.“

³⁾ Westermann, Bd. 62, S. 107. — ⁴⁾ S. 86, 87.

Schon bald, nachdem die beiden eine gemeinsame Wohnung gemietet hatten, kam es indes, Mitte 1835, zu einem ernstern Bruche, da er sich ihren Launen nicht fügen wollte. Ueberdies wollte der Kreis um die Fürstin Belgiojoso, wohl besonders aber die Fürstin selber, ihn von dieser Liaison mit einer so unbedeutenden, geistig tieffstehenden Person abbringen. Für mehrere Monate verließ Heine Paris und wohnte auf dem der Fürstin gehörigen Schlosse Jonchère bei St.-Germain. Von da begab er sich nach Boulogne; aber er hielt es ohne Mathilde nicht aus und kehrte im Dezember wieder nach Paris zu der Verlassenen zurück. Nachdem in einem Restaurant die Versöhnung gefeiert war, betrachtete sie der Dichter von da an als seine Frau, stellte sie seinen Freunden vor und besuchte mit ihr öffentliche Orte, Theater und Veranstaltungen.

Heine liebte Mathilde wirklich, obgleich seine Neigung nur auf sinnlichen Regungen beruhte und er ihr oft genug in krasser Weise untreu wurde und Grisetten nachlief.¹⁾ Er sorgte für sie ängstlich und suchte ihr nach seinem Tode eine angenehme Existenz zu sichern. Die Briefe, die er während seines Aufenthalts in Hamburg ihr schrieb, zeigen uns Heine noch einmal, wie er in seiner Jugend war, mit einem warmfühlenden Herzen.

Aber so sehr Heine Mathilde liebte, ihre Verbindung blieb nicht ohne die Wunde, an der ein jedes Verhältnis dieser Art notwendig krankt: er traute ihr nicht und wurde, wenn er von ihr getrennt war, von heftiger Eifersucht gequält; er ließ sie bei ihren Ausgängen sogar überwachen.²⁾ Von ihrer Launenhaftigkeit und ihrer Wildheit hatte er viel auszustehen, wie zahllose Stellen in seinen Briefen beweisen. Schließlich gewöhnte er sich indessen auch an die Ausbrüche seines Hauswesens. „Zu einer Idylle machen zu wollen,“ sagte Camilla Selden, die es wissen kann,³⁾ „was der Dichter selbst nie für eine solche auszugeben gedachte, hieße Poesie auf Kosten der Wahrheit schaffen.“

Selbstredend fehlte bei Heines Lebensweise und Mathildens Unkenntnis vom Wert des Geldes ihrem Zusammenleben auch die prosaischste Seite nicht: der Mangel an Geld. Heine verdiente zwar jährlich mit schriftstellerischen Arbeiten gegen 3000 Franks und bezog von seinem Onkel eine Rente von 4000 Franks, aber diese Summe

¹⁾ Deutsche Rundschau 1884, III. S. 168. Briefe an Lassalle vom 10. Februar und 27. Februar 1846. Weill an mehreren Stellen.

²⁾ Camilla Selden bei Schorer 1885, S. 68. — ³⁾ S. 5.

reichte bei weitem nicht aus, seine Bedürfnisse zu decken. Bürgschaften für Freunde kamen dazu, um ihn schließlich in eine schwere Schuldenlast zu stürzen. Er half sich einigermaßen, indem er April 1837 das Verlagsrecht seiner Werke auf elf Jahre um 20 000 Franks an Campe verkaufte; aber das genügte nicht. Onkel Salomon sträubte sich lange, zu helfen und entfachte damit in seinem Neffen wieder einmal einen heftigen Zorn über die Knickerigkeit des Millionärs. Als Salomon aber zu der Hochzeitsfeier eines Verwandten nach Paris kam, versöhnte er sich mit seinem berühmten Neffen und erhöhte sogar dessen Rente auf 4800 Franks. Nach Heines' Tode sollte die Rente auf Mathilde übergehen. Trotzdem hörte der leidige Geldmangel nicht auf.

Die Pension, die Heine, wie die Enthüllungen aus den Staatsarchiven nach dem Sturze der Juli-Regierung 1848 dartaten, von der französischen Regierung bis 1848 erhalten hatte, führt Legras¹⁾ auf den Salon der Prinzessin Belgiojoso zurück. Heines' Gegner behaupteten allerdings mit viel Anschein von Berechtigung, er sei durch die Pension von 4800 Franks nur für der französischen Regierung geleistete Handlangerdienste bezahlt worden. Die Darstellung Legras' ist aber geeignet, diesen Vorwurf zugunsten des Dichters zu entkräften, wenn es für einen Schriftsteller auch bedenklich bleiben muß, von einem fremden Staate eine so ansehnliche Unterstützung anzunehmen. — Die italienische Patriotin Fürstin Belgiojoso gab sich gern als weiblicher Mäcenat, wobei sie wohl von ihrem Herzensfreund, dem „schönen Mignet“, dem glücklicheren Rivalen von Musset und Heine um ihre Gunst, beeinflusst wurde. Und wie Mignet sich für Aug. Thierry, den bedeutenden Historiker, bei der Fürstin verwandte, so bewog ihn wohl auch die prekäre Lage Heines, etwas für den Dichter zu tun und, wohl auf das Drängen der Fürstin hin, wollte er Thiers für Heine interessieren. Ein Billett Heines an die Fürstin vom 11. April 1835, in dem es heißt: »J'ai bien compris et je serai demain à dix heures et demie chez Monsieur Mignet pour aller avec lui chez Monsieur Thiers. Je suis charmé que Mr. Mignet se donne tant de peine pour moi, j'en suis charmé« bestätigt Legras diese Vermutung. Er fährt fort: „Mignet, wahrscheinlich, führte Heine zu Thiers, um miteinander die Bedingungen zu überlegen, unter denen die französische Regierung dem deutschen Flüchtling eine Unterstützung gewähren könne. Thiers bekleidete damals schon seit einigen Jahren den Posten eines Ministers, und man

¹⁾ Deutsche Rundschau Bd. 79, S. 348 ff.

weiß, wie sehr dieser Mann — lebhaft, offenherzig, heiter und aller Welt zugänglich — bereit war, seinen Freunden mit Geld zu dienen. Ich kann nicht behaupten, daß die Pension gerade von diesem Zeitpunkte (April 1835) datiere, denn das Bundestagsdekret, das die Schriften Heines in Deutschland verbot, ist vom Monat Dezember dieses Jahres und die Erwiderung Heines an diese Versammlung vom 30. Januar 1836 (Journal des Débats, 30. janvier 1836). Nun versichert Heine in seiner „Erklärung“ von 1848 (Elster, VI, S. 524), daß infolge jenes vom Bundestag ausgesprochenen Interdiktes die französische Regierung ihm eine Subvention angeboten habe. Möglich, daß Heine hier das Jahr genau angibt, möglich aber auch, daß er sich um ein Jahr irrt; denn 12 oder 13 Jahre waren seitdem verflossen. Das obige Billett scheint mir klar anzudeuten, daß Mignet auf Veranlassung der Fürstin Belgiojoso sich mit Heine zu Thiers begab, und er erhielt seine Pension von Thiers.“ Diese beiden Tatsachen stehen im Zusammenhang.

Daß der Ursprung von Heines Pension im Salon der Fürstin zu suchen ist, geht auch schon daraus hervor, daß sich hier Heine, Mignet und Thiers am häufigsten getroffen haben und daß die beiden letzteren nicht nur gute Freunde, sondern auch engere Landsleute waren. Legras steht es außer allem Zweifel, daß von den vier Tischgenossen der Fürstin — Thiers, Mignet, Heine, Thierry — die beiden Bedürftigen, Heine und Thierry, durch ihre gemeinsamen Freunde eben dem Mächtigsten unter ihnen, dem Minister Thiers empfohlen wurden. Der nachfolgende Minister Guizot hatte mit der Pension nichts zu tun. Guizots Sohn bestätigte vielmehr Legras, daß Thiers selbst 1840 seinen Vater gebeten habe, dem deutschen Dichter auch ferner die Pension auszahlen zu lassen.

Wenn wir Heines politische Schriften von 1837 bis 1843, wo er die politischen Korrespondenzen für die „Allgemeine Zeitung“ einstellte,¹⁾ mit seinen früheren vergleichen, so fällt uns eine Milderung, ja Aenderung seiner Ansichten sofort auf. Die wüsten Schimpfereien gegen Pfaffen und Junker haben aufgehört; er behauptet sogar, daß das Miß-

¹⁾ Niehki („H. Heine als Dichter u. Mensch“ S. 127) vermutet, daß Guizot von den Artikeln Heines vom 6. Mai u. 1. Juni 1843, wo Heine die Schäden des Guizot'schen Regierungssystems zu tadeln wagt, Kenntnis erhielt und den Dichter vor die Alternative stellte, entweder seine Berichte einzustellen oder seine Pension zu verlieren. Karpeles erklärt es für eine „Tatsache“, daß Guizot Heine eines Tages wegen seiner Sprache interpellieren ließ.

trauen gegen den Adel immer eine Ungerechtigkeit bleibe (VI, S. 311). Gegen das in Frankreich herrschende parlamentarische Regime wendet er sich in starken Ausdrücken, weil es dem König Ungelegenheiten bereite.

Seine Meinung über den früher so oft bespöttelten Bürgerkönig hat sich sehr zugunsten des letzteren geändert. Ende Oktober 1840 war Guizot an die Spitze der Regierung getreten und hatte Heine, als dieser ihm einen Besuch machte, die fernere Auszahlung der Pension zugesichert. Schon am 4. November wird der Ton in Heines Berichten ein sehr warmer, sobald er die Person des Königs und seines ersten Ministers erwähnt. Er überschüttet den Staatsmann, für den er früher nur Worte des herbsten Tadels hatte, mit ausgesuchten Lobsprüchen. Am 27. Januar 1841 schreibt er an Kolb, den Redakteur der „Allgemeinen Zeitung“: „Ich habe große Furcht vor dem Greuel einer Proletarienherrschaft und gestehe Ihnen, aus Furcht bin ich ein Konservativer geworden. Sie werden in diesem Jahre an meinen Artikeln wenig zu streichen haben und vielleicht über meine Mäßigung und Aengstlichkeit lächeln. Ich habe in die Tiefe der Dinge geschaut, und es ergreift mich ein sonderbarer Schwindel; ich fürchte, ich falle rückwärts.“ Der Brief klingt genau so, als wolle er einer wenig schmeichelhaften Vermutung von vorneherein den Boden entziehen.

Heines Pariser Briefe sind anziehend geschrieben wie alles, was aus der Feder des hochbegabten Mannes geflossen, und überraschen hin und wieder durch scharfsinnige Urteile. Ich kann es ihm indessen nicht, wie seine Verehrer, zu großem Verdienst anrechnen, daß er auf die Wichtigkeit der orientalischen Frage (VI, S. 185, 186, 255) und die Gefahr des Kommunismus (VI, 279, 315, 316, 609) so nachdrücklich aufmerksam machte. Jenes taten deutsche Journalisten um diese Zeit noch nachdrücklicher — ich erinnere nur an Franz von Florencourt —, und er hätte blind sein müssen, wenn er die Bedeutung der so heiß verteidigten kommunistischen Theorien nicht erkannt hätte. Uebrigens spricht er vom Kommunismus immer mit geheimer Angst vor der Herrschaft des Böbels, der jedoch der Haß gegen die Geldaristokratie die Wage hält.

1837 war Börne gestorben, dessen scharfe Angriffe Heine nicht vergessen hatte; er vergaß ja niemals eine Beleidigung. „Er konnte hassen,“ sagt Alfred Meißner,¹⁾ „tief, ingrimig, mit einer Energie, wie ich sie bei keinem anderen Menschen angetroffen, aber nur darum, weil er auch lieben konnte.“ Heine hat indessen von seinem Hasse hundertmal mehr

¹⁾ Heinrich Heine S. 212.

Beweise abgelegt, als von seiner Liebe. So lange Börne lebte, hatte er es nicht gewagt, gegen ihn aufzutreten; erst drei Jahre nach Börnes Tode hatte er den Mut, sich an seinem Feinde zu rächen. Er besaß die von ihm selbst an den Germanen gerühmte Tugend nicht (IV, 312): gegen den Wehrlosen nimmermehr das Schwert zu ziehen, den gefnebelten Feind nicht anzutasten. Er folgte im Gegenteil dem von ihm scherzhaft aufgestellten Grundsatz (VII, S. 400), dem Feinde erst dann zu verzeihen, wenn er gehenkt worden sei. Sein giftiges Buch gegen Börne, das er für sein bestes Werk hielt, ist hervorgegangen aus demselben Geiste unversöhnlicher Rachsucht, der seine unflätigen Angriffe gegen Menzel, Platen, Schlegel u. a. hervorgerufen hatte, aber es ist größtenteils in einem scheinbar leidenschaftslosen Ton geschrieben, der größere Wirkung hervorbringt, als seine frühere grobe Kampfmethode.¹⁾

Für Heine war die Veröffentlichung des Buches von so unangenehmen Folgen, daß er die Herausgabe schon bald lebhaft bedauerte. In ganz Deutschland, namentlich im jüdischen Teile der Bevölkerung, erfuhr seine unehrenhafte Handlungsweise die schärfste Verurteilung. Karl Gutzkow wurde von nun an Heines erbitterter Gegner, und dessen beste Freunde verhehlten ihm ihre Mißbilligung nicht. So Heinrich Laube, mit dem der Dichter seit 1833 in Beziehungen stand. 1839 war Laube mit seiner Frau nach Paris gekommen, blieb bis Ende des folgenden Jahres in Frankreich und verkehrte die ganze Zeit eng und freundschaftlich mit Heine. Als Laube die Schrift gegen Börne Heine nicht ausreden konnte, riet er ihm, sie wenigstens mit einem „Berg“ zu versehen, d. h. eine allgemeine Idee in den Mittelpunkt des Buches zu stellen und seine Ausfälle gegen Börne nur gelegentlich, gleichsam der menschlichen Vollständigkeit halber, dabei anzubringen. Heine versicherte denn auch, er arbeite fleißig am „Berge“, aber als die Schrift erschien, war Laube recht enttäuscht und machte auch kein Hehl daraus. Der „Berg“ war über hügelige Ansätze nicht hinaus gediehen.²⁾ Die deutschen Patrioten, bei denen Börne in hohem Ansehen stand, verfolgten ihn erbarmungslos persönlich und in der Presse. Von dem Gemahl der ebenfalls schwer beleidigten Freundin Börnes, Herrn Strauß aus Frankfurt am Main, wurde Heine in den deutschen Zeitungen derart angefeindet,

¹⁾ Neben der Polemik gegen Börne enthält das Buch eine Reihe der bissigsten Bemerkungen über die deutschen Radikalen und Republikaner, so daß es als ein Absagebrief Heines an seine einstigen Gefinnungsgenossen bezeichnet werden kann.

²⁾ Nord u. Süd Bd. 64, S. 23 ff.

daß er ihn schließlich fordern ließ. Straus hat sich in unehrenhafter Weise gerächt;¹⁾ Heine hatte aber nicht das Recht, sich darüber zu beklagen. Vor dem Zweikampf ließ Heine sich am 30. August 1841 in der Kirche St. Sulpice noch rasch mit Mathilde kirchlich trauen, damit sie im Falle seines Todes die Rechte seiner Witwe geltend machen könne, nachdem er die katholische Erziehung der Kinder in üblicher Weise zugesichert — er hält die Stellung dieser Bedingung seitens der Kirche für natürlich und selbstverständlich (VI, S. 65) —. Am 7. September 1841 fand das Duell statt, in dem Heine leicht verwundet wurde. Nach dem Duell gab Heine der Frau Straus eine bündige Ehrenerklärung, sowie das Versprechen, in einer neuen Auflage die auf sie bezüglichen Stellen fortzulassen. Der Streit nahm also ein für Heine wenig rühmliches Ende. Aber Ruhe fand er noch nicht. Die beleidigte Frau und ihr Gemahl griffen ihn und Mathilde immer wieder in Zeitungen an und ließen kein Mittel unversucht, ihm zu schaden. Heine erntete nur den Lohn seiner Taten; wir können das Treiben seiner Gegner verurteilen, ohne ihr Opfer zu bedauern.

IV.

Die letzten Lebensjahre. Religiöse Kämpfe. Nihilismus.

Zu den nie endenden literarischen Kämpfen Heines gesellte sich 1845/46 ein rein persönlicher, den er mit der heftigsten Leidenschaft führte. Am 23. Dezember 1844 starb sein Onkel Salomon, der ihn zu seinem Entsetzen nur mit einem Legat von 8000 Mark bedacht und die ihm zugesicherte Rente gar nicht erwähnt hatte. Infolgedessen weigerte sich Salomons Sohn Karl, der gegen den Dichter wegen der vielen Angriffe gegen die Verwandten seiner Frau, die Foulds, eine berechtigte Mißstimmung hegte, die Rente weiter zu zahlen. Dagegen erbot er sich,²⁾ dem Better jährlich eine Pension von 2000 Francs auszusetzen gegen die Verpflichtung, ihm alles, was er über Salomon Heine jemals schreiben werde, zur Durchsicht zu senden. Heine, der durch Mathildens

¹⁾ Ob Salomon Straus Heine wirklich auf offener Straße beehrte, wie es damals in deutschen Zeitungen hieß, ist sehr zweifelhaft. Jedenfalls aber hatte Heine durch seine schamlose Verleumdung der Frau Straus eine derartige Insultierung geradezu herausgefordert. Vergl. Niehfi a. a. O. S. 97.

²⁾ Deutsche Rundschau 1885. I, S. 451.